



## **Kaiser Karl V.**

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

**Brandi, Karl**

**München, 1942**

Protestantenkrieg, Reichstag oder Konzil?

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

Verglichen mit diesem ewig feindseligen Könige von Frankreich, der seine Keßer erbarmungslos verfolgte, aber mit Türken und Protestanten verbündet dem Konzil die allergrößten Schwierigkeiten entgegenstellte, oder mit diesen altkirchlichen Fürsten, die dem Hause Habsburg so offen widerstrebten, mußte er ihnen wahrhaftig oft nahe genug erscheinen. Daher das immer wiederholte Zögern, daher sein Verständigungswille und seine wechselnden kirchenpolitischen Verbindungen. Denn keine Politik auf dieser Welt hat völlig gleichgestimmte Partner; sie kann jeweils nur die Breite der Berührungsflächen abtasten, die sie nach den verschiedenen Seiten in wechselndem Maße besitzt. Deshalb muß alle Politik stets von derjenigen Aufmerksamkeit begleitet sein, der man mit dem Worte Mißtrauen eine unnötige moralische Schärfe gibt.

Mit der Idee des Reiches, die der Kaiser gegen das Papsttum ebenso vertrat wie die Rechte des modernen Staates, rückt seine Politik uns unter dem nationalen Gesichtspunkt noch näher. Denn damit war, wie Luther von Haus aus richtig empfand, auch der Gedanke der deutschen Einheit unmittelbar verknüpft als mit dem Landesfürstentum, das die beiden alten Einheiten zerriß und letzten Endes genau so dynastisch und international sein konnte, wie der Kaiser — mochte es immer die kaum noch geahnte Wiege des deutschen Staates der Zukunft sein und den politischen Protestantismus ebenso wie den religiösen umschließen.

So komplizierte sich der Lebenskampf dieses Kaisers immer mehr, wenn er über all den europäischen Schwierigkeiten in Deutschland gegen einen Teil der Stände die Kircheneinheit, gegen alle die Reichseinheit und die Stärkung der kaiserlichen Macht anstrebte. Es war sein Schicksal, daß er so oft auf einem Gebiete triumphierte und dann glaubte, nun auch die anderen Aufgaben lösen zu können, die ihm in vagen Umrissen, aber doch leuchtend vor Augen standen.

#### Protestantenkrieg, Reichstag oder Konzil?

Für den Kaiser war der Friede mit Frankreich die Bedingung jeder durchgreifenden Ordnung der deutschen Verhältnisse. Aber der Friede war jetzt belastet mit dem Fortgang des englischen Krieges und für den Kaiser mit der Alternative Mailand oder Niederlande. Da wir das Verhältnis des Kaisers zu seiner niederländischen Heimat kennen, zugleich aber wissen, wie nachdrücklich ihm zeit lebens die Bedeutung Mailands für die Weltherrschaft eingehämmert war,

verstehen wir seine Bedenken. Zunächst freilich übertönten die höfischen Besuche und Feste alle Sorgen. Schon einen guten Monat nach Crépy, am 22. Oktober 1544, zog die Königin Eleonore von Frankreich tief befriedigt in ihre Geburtsstadt Brüssel ein, begleitet von dem Herzog von Orléans, den der Kaiser bereits als Sohn oder Neffen behandelte, und der sich als Mittelpunkt der europäischen Politik sehr wohl fühlte. Sie kamen mit stattlichem Gefolge, in dem sich auch die Favoritin des Königs Madame d'Etampes befand. Den Kaiser umgaben die Königin Marie, die Erzherzöge Maximilian und Ferdinand, sein Schwiegersohn Ottavio Farnese, der Vizekönig von Sizilien, Generale und Staatssekretäre, Ritter des Ordens, Kardinäle und Prälaten. Es gab eine Folge von Turnieren, Spielen und Tänzen — „des Herzens und Küßens war schon beim Empfang kein Ende“. Wie sollte man da des Friedens nicht gewiß geworden sein! Den Abschluß bildete ein Austausch überschwenglicher Handschreiben, dann der Gegenbesuch in Frankreich durch den Vizekönig von Sizilien.

Der kaum 45 jährige Kaiser erlitt bald nachher wieder heftige Sichtanfalle. In warme Tücher gewickelt, den Geschäften abhold, verstimmt, brütete er über der Alternative. Nach endlosen Beratungen und Denkschriften gab er, erheblich verzögert, Mitte Februar 1545 seine auch noch stark verlausulierte Entschliebung, und zwar für Mailand und damit für die Ehe des Herzogs von Orléans mit einer Tochter Ferdinands. Allein man sagte am Hofe, „zwischen Lippe und Kehlstrand könne sich noch manches ereignen“. Die Durchführung der Einzelheiten des Friedens machte ohnehin unsägliche Schwierigkeiten. Und wie, wenn der Herzog von Orléans den Vollzug der Ehe gar nicht erlebte? Dann stürzte das ganze Gebäude zusammen. Dann gab es keine Bindung Frankreichs an den Kaiser mehr; dann blieb nur der einzig überlebende Sohn des Königs, der jetzige Dauphin Henri, der einst mit seinem älteren Bruder vier Jahre Gefangener des Kaisers gewesen war und inzwischen gegen den Frieden von Crépy förmlich protestiert hatte. Das Verhältnis zu Frankreich hing also nur in dünnen Fäden. Schon spürte die Königin Eleonore wieder allerlei Verdrießlichkeiten, und im Kreise Granvelles befürchtete man eine neue französisch-englische Verständigung.

Noch freilich bediente sich der Kaiser neben der portugiesischen auch der französischen Unterstützung an der Pforte, wo Gerhard Veltwyk über Frieden oder Waffenstillstand in Ungarn und Siebenbürgen verhandelte. Noch hat auch Frankreich den Kaiser, niederländische oder deutsche Herren, wie Moritz von Sachsen, vom Kriegsdienst für England abzuhalten.

Mittlerweile hatte die neue große Stellung des Kaisers, wie so oft, auf die Kurie zurückgewirkt. Die kaiserlichen Räte taten alles, die Gunst der Lage zu halten. Sie kamen dem Hause Farnese verständnisvoll entgegen. Jetzt galt es, die Zustimmung des Kaisers zur Belehnung des Pier Luigi Farnese mit Parma und Piacenza zu erwirken, was Frankreich ungern sah, da ihm die beiden Städte und ihr Gebiet als Zubehör von Mailand galten. Noch war darüber nichts entschieden, als nun wirklich die vom Kaiser in Crépy ausbedungene Konzilsforderung Frankreichs in Rom abgegeben war und die Kurie sich beeilte, ihr zu willfahren. Unter dem 19. November wurde die allgemeine Kirchenversammlung auf den 15. März 1545, den Sonntag Laetare, nach Trient ausgeschrieben. Das entsprach an sich dem Wunsch des Kaisers, brachte ihn im Augenblick jedoch in Verlegenheit, da er ja in Speyer die Regelung der Religionsfrage in Deutschland, und zwar auf dem nächsten Reichstage, versprochen hatte. Dieser sollte bald in Worms zusammentreten. Aber die Dinge verschleppten sich. Nach der vorläufigen Eröffnung am 15. Dezember 1544 kam man erst nach Ferdinands Eintreffen zur Proposition am 24. März und zu wirklichen Verhandlungen.

Als den Kaiser die Sicht allzusehr quälte und er humorvoll „auf einen Waffenstillstand mit ihr“ kaum noch zu hoffen wagte, dachte er an seine Vertretung durch die Königin Marie. Ferdinand redete ihm das als unziemlich aus. So bestellte er neben seinen alten Kommissaren noch Granvelle und dessen Sohn, den Bischof von Arras, sowie erneut den Reichsvizekanzler Naves. Schließlich kam er doch selbst, am 16. Mai. Wie vor 24 Jahren forderte die Welt seine Entscheidung in der Schicksalsstadt der Reformation.

Am nächsten Tage, so war es vereinbart, erschien als päpstlicher Legat der Kardinal Farnese. Der Kaiser hatte ihn nicht erbeten, aber seine Entsendung durch Madruzzo angeregt. Er kam unter dem Vorwande der Türkenhilfe und brachte dafür, vielleicht auch für andere Zwecke, erstaunlicherweise bereits 100 000 Dukaten mit, die in Augsburg hinterlegt werden sollten. Dem entsprach der zuvorkommende Empfang. Sie wollten, scherzte der Kaiser, „die alten Konten vernichten und ein neues Buch anlegen“. Dann wurden sie bald gesprächsweise weiter fortgerissen, als wohl eigentlich ihre Absicht oder ihr Auftrag gewesen war, so daß jenes schwierige Problem einer Behandlung der Religionsfragen auf dem Reichstage neben dem bereits anberaumten Konzil durch ein viel aufregenderes ersetzt wurde, die Frage des Protestantenkrieges.

Es ist natürlich von dem allergrößten Interesse zu erfahren, in wessen Seele der Gedanke, nun wirklich die Waffen zu ergreifen, entstanden ist, und wer ihn

zuerst ausgesprochen hat. Unsere an sich reichen Quellen geben darauf keine eindeutige Antwort. Karl hatte ihn schon 1530 unter wechselnden Umständen erwogen. Wir glauben auch, daß er ihn 1541 nach dem Scheitern des Religionsgesprächs von Regensburg bestimmter ins Auge faßte, aber im Testament für Philipp vom Mai 1543 fanden wir ihn doch noch schwankend. Wollten wir seinen Memoiren trauen, so gab ihm der Erfolg gegen Cleve den entscheidenden Antrieb. Aber die Memoiren haben die Dinge nach dem Erfolg später sichtlich vereinfacht. Als er vor kurzem durch seinen Gesandten Juan de Vega den Papst um Unterstützung anging, braucht er noch keine genaue Vorstellung davon gehabt zu haben, wann und gegen wen er Krieg führen wollte. Durch seine Aufspaltung der Protestanten hatte er sich ohnehin in merkwürdige Schwierigkeiten begeben. Aber schon in seinem ersten Gespräch mit Farnese scheint der Kaiser durch seine Klagen über die Hartnäckigkeit der Protestanten und durch Äußerung seiner Sorgen vor ihrer Offensive, über Württemberg und Braunschweig hinaus, den Kardinal zur Kriegsbereitschaft entflammt und aus der noch vorgeschützten Defensivstimmung den Offensivgedanken in sich selbst freigemacht zu haben.

Nach seinem Brief an die Königin Marie zeigte sich Farnese ganz überrascht von seinen Eröffnungen. Doch muß der Legat die Sache äußerst lebhaft aufgegriffen haben, denn binnen kurzem trat man in entscheidende Verhandlungen, die sich in den Tagen vom 22. bis zum 27. Mai abspielten. Es waren Tage der Hochspannung in allen Lagern. Gerüchte ohne Maß durchschwirrten die Luft. Es gab zu denken, daß ein sizilianischer Mönch in einer leidenschaftlichen Predigt den Kaiser in Gegenwart des Legaten auffordern durfte, nun endlich seine Hand zum Reiserkriege zu erheben. Es wirkte auch nicht beruhigend, daß der Kardinal in der Nacht vom 27. auf den 28. Mai bei schwerem Gewitter plötzlich verschwand. Verkleidet und in höchster Eile ritt er nach Rom, wo er am 8. Juni eintraf.

Schon am 17. Juni fiel dort die Entscheidung mit dem großartigen Angebot seines päpstlichen Großvaters an den Kaiser auf Zahlung von weiteren 100 000 Dukaten sofort, auf Bestellung von 12 000 Knechten und 500 Pferden auf vier Monate, einer Bewilligung aus dem Vermögen der spanischen Kirche bis zu 500 000 Dukaten und fast derselben Summe aus ihren Einnahmen. So hatten die Eisen und Steine der Kette des Goldenen Vlieses in den Zunder der Kurie überraschend schnell ein glühendes Feuer geschlagen.

Der Nuntius Mignanello begleitete die mündlichen Darlegungen des Kardinals mit einem Gutachten, das alle Bedenken gegen die machtpolitischen Ab-

sichten des Kaisers hinwegräumte. Die Erwägungen der Kurie konnten in der That nicht einfacher sein. Kam es jetzt zum Protestantenkrieg, so war man des gefürchteten Konzils ledig, niemand drängte mehr auf unerwünschte Reformen, der Kaiser wäre abgelenkt und würde den verbündeten Farnese in Italien gern freie Hand lassen. Das waren so große Vorteile, daß man alle Gefahren in den Kauf nehmen durfte.

Die Erwägungen des Kaisers waren weniger bequem und zuversichtlich. Zwar sah auch er einige Wochen offenbar dem Gedanken des Krieges ernstlich ins Gesicht, weil er sich seit Jahrzehnten sowohl gegenüber den Türken wie in Italien und gegenüber Frankreich nicht in so glücklicher und gesicherter Lage befunden hatte. Wohl auch, weil er bei dem Papste ein so brennendes Interesse und eine so wirksame Unterstützung fand. Vielleicht war es ihm sogar erwünscht, daß er jetzt in dem Konzil gleichzeitig ein zweites Druckmittel gegen die Protestanten besaß; vielleicht konnten nach dem alten Wortspiel Kanones und Kanonen zusammenwirken.

Und doch stellten sich dem sofortigen Beginn des Krieges nur zu bald die größten Schwierigkeiten entgegen. Mit Bayern, an das man sich schon damals von Regensburg aus anlehnen wollte, kam man nicht so rasch zum Ziele. König Ferdinand und Marie warnten. Die Königin berief sich auf die Geschichte Kaiser Sigismunds, der noch ganz Ungarn besessen und weniger Feind: gehabt habe, gleichwohl mit den Böhmen nicht fertig geworden sei. Auf Frankreich und den Papst sei kein Verlaß: England und Dänemark würden den Protestanten helfen und diese schlimmer machen als Hunnen und Vandalen, die einst aus derselben Wetterecke gekommen seien und alle Provinzen ruiniert hätten.

Sah man näher zu, so war doch auch der Kaiser keineswegs gerüstet und die Jahreszeit im Vorschreiten. Später beklagte er sich heftig darüber, daß der Papst sofort „die Trommel gerührt“, die Mobilmachung begonnen, den Ottavio Farnese zum Gonfaloniere der Kirche bestellt und damit die gemeinsamen Pläne ruckbar gemacht habe. Er behauptete, sich selbst und seinen Bruder, aber auch den Kardinal Farnese auf die Geheimhaltung eidlich verpflichtet zu haben. Wie immer er aber bei sich und nach außen den Wechsel begründete, jedenfalls entschloß er sich schon Anfang Juli, den Krieg für dieses Jahr abzublafen. Granvelle schrieb darüber am 8. Juli sehr vertraulich an die Königin Marie, der Kaiser habe seinen Kavaliere Andelot nach Rom gesandt zur Begrüßung seiner Tochter und diese Gelegenheit benützt, um von der Kurie Aufschub und den Entwurf eines Vertrages zu erbitten. In Deutschland bemühte

man sich, den schlechten Eindruck von dem, was durchg siebert war, nach Möglichkeit wieder auszugleichen.

Wir kennen den bedächtigen Kaiser zu gut, um nicht zu verstehen, daß ihm bei dem Temperament der Kriegsfreunde bald unbehaglich geworden war. Aber unzweifelhaft hatte er sich durch das unzeitige Vorprellen und das nachträgliche Zurückziehen die Lage ganz außerordentlich erschwert. Denn die Protestanten ließen sich nun nicht mehr überraschen, was die Farnese offenbar beabsichtigt hatten, und bei diesen konnte neues Mißtrauen das ursprüngliche Feuer gar zu leicht dämpfen. In bezug auf die Religionsverhandlungen in Worms aber, und als sie schließlich nach Regensburg verschoben waren auch für den Reichstag selbst, war der rasch eingewurzelte Argwohn nicht mehr zu überwinden. Endlich und vor allem erhob sich unter erschwerten Umständen wieder die alte Frage nach dem möglichen Verhältnis derartiger Religionsverhandlungen zu dem allein dafür zuständigen Konzil. Wenn der Papst jetzt seine Zustimmung dazu gab, so war das entweder ein bewußt gleißnerischer Schein oder eine unverzeihliche Schwäche gegenüber dem Kaiser um der politischen Vorteile willen für das Haus Farnese. Beides haben Zeitgenossen und nachlebende Historiker vermutet. Auch dem Kaiser hat man in diesem Sinne ein falsches Spiel zugetraut.

Vergegenwärtigen wir uns die Lage.

Der Kaiser hatte in Speyer Verhandlungen über die Religionsfrage auf dem nächsten Reichstag zugesagt, und Melanchthon erwartete mit ängstlicher Spannung deren Verlauf. Der Kaiser hatte damit den Anschein friedlicher Gesinnung zur Schau getragen und die Protestanten getäuscht, die freilich auch ihrerseits aus Klugheit oder Ermüdung gute Worte nicht sparten. Nach den bisherigen Erfahrungen konnten beide Teile solche Verhandlungen unmöglich noch für aussichtsreich halten. In der That benutzte der Kaiser sie jetzt weniger, um es nochmals friedlich zu versuchen, als um die Protestanten hinzuhalten.

Aber auch nach der anderen Seite überspannte er um seiner taktischen Zwecke willen die Linie billiger Forderungen. Ernsthafte Religionsverhandlungen neben einem Konzil waren eine Unmöglichkeit. Anders, solange das Konzil noch nicht eröffnet war oder sich von dogmatischen und disziplinären Entscheidungen fernhielt, um sich auf die Reformen zu beschränken. Eben dieses wäre dem Kaiser innerlich das Liebste gewesen. Er rechnete außerdem noch mit all dem Unfertigen, mannigfach Abgetönten in dem damaligen deutschen Protestantismus, dessen tiefere halb religiöse, halb politische Lebenskräfte ihm verborgen blieben. Er glaubte, die einen noch gewinnen zu können und die anderen durch ihre Ablehnung von Gespräch oder Konzil ins Unrecht zu setzen oder weiter zu ent-

zweien; vor allem, den Krieg damit vielleicht doch noch zu vermeiden. Er begriff nicht, was er allen Teilen zumutete, und wie unwürdig die Lage einer allgemeinen Kirchenversammlung werden mußte, wenn sie ihre Uhr schlecht hin nach der feinigsten stellen sollte.

Ist es verwunderlich, daß Zeit und Nachwelt vielfach die allzu fein gesponnene Politik des Kaisers verschlagen nannten? Daß die Legaten am Konzil, besonders ihr fleißiger Sekretär Massarelli, sich in dieser tatenlosen Muße von Trient in hellen Zorn hineinredeten? Dazu gefiel sich die kaiserliche Diplomatie darin, mit diesen hilflosen Legaten zu spielen. Empfahlen sie die Verlegung des Konzils, so sagten ihnen Madruzzo oder Don Diego Mendoza, damit würden sie nur eine Verlegung nach Deutschland herbeiführen. Drangen sie auf Eröffnung ihres Konzils, so beschied man sie, der Kaiser halte es für besser, zu warten.

Das Bedürfnis des Kaisers, die Protestanten zu beruhigen, ihnen das Religionsgespräch als ein Entgegenkommen hinzustellen, im Reichstagsabschied Papst und Konzil unerwähnt zu lassen, hatte im übrigen nur zur Folge, daß die Altkirchlichen, die er doch auch brauchte, sich um so ablehnender verhielten. Der Kaiser hatte schon die Anberaumung des neuen Religionsgespräches nach Regensburg auf den bevorstehenden 30. November nur aus eigener Machtvollkommenheit in den Abschied vom 4. August einsetzen können. Es war ein von Kurpfalz gewiesener Ausweg gewesen, den Protestanten eine Nationalversammlung anzubieten, über deren Beschlüsse dann das Konzil entscheiden möge. Der Vorschlag war zum Religionsgespräch verkümmert und so angenommen. Aber der Kaiser täuschte sich, wie so viele seinesgleichen, wenn er die Zugeständnisse, die er empfang, für ernsthafter hielt, als diejenigen die er machte.

Obgleich der Reichstagsabschied von Worms eigentlich schlimmer war als derjenige von Speyer, schwieg die Kurie. Angesichts der eben noch fast greifbaren Aussicht auf den Krieg hätte ihr die Gefahr einer friedlichen Lösung doppelt groß erscheinen müssen. Allein es erging kein zweites Tadelsbrevé. Dafür hatte sich das Haus Farnese inzwischen selbst geholfen, und der Kaiser ließ es geschehen, daß der Papst von seinem Sohne Pier Luigi für die Kirche die kleinen Herrschaften Camerino und Nepi gegen das Fürstentum von Parma und Piacenza „eintauschte“. Bald danach, am 27. August, gebar die Kaiserstochter Margarete Zwillinge, die auf die Namen der beiden Großväter getauft wurden; von ihnen sollte Alessandro einmal eine welthistorische Figur werden. Burgund und Farnese schienen aufs innigste verbunden.

In diesem Spätsommer 1545 gab es mit neuen Hoffnungen und Verlusten auch sonst neue Möglichkeiten. Am 8. Juli wurde dem Prinzen von Spanien



sein erster Sohn Don Carlos geboren, was in Trient dem Bischof von Bitonto Gelegenheit gab zu einer ganz überschwenglichen Predigt auf das erlauchte Kaiserhaus. Aber Philipp verlor seine portugiesische Gemahlin im Wochenbett; mit 18 Jahren wurde er zum ersten Male Witwer. Nicht lange nachher, am 9. September, starb der Herzog von Orléans. Der Kaiser war vor sich selbst so ehrlich, in seinen Memoiren hinzuzusetzen „von Gott gegeben“. Nun war er auch die Alternative los. Er brauchte nichts herzugeben in dem Augenblicke, wo er nach dem Letzten verlangte. Immerhin schien es ihm gut, Verstimmungen aufzufangen, und so beauftragte er schon am 15. September seinen Gesandten St. Mauris, die Königin zu bitten, wegen einer Verbindung der Prinzessin Margarete mit dem Prinzen Philipp zu sondieren. Eleonore hatte sich inzwischen schon für ihre eigene Tochter bemüht, und auch der Kaiser behandelte weiterhin die prinzliche Ehe lässig.

Um so eifriger zeigte sich die französische Politik. Sie erhob nebenher natürlich ihre alten Forderungen auf Mailand, und der Kaiser sah sich wieder zurückgeworfen auf eine Verteidigung des Friedens. Granvelle faßte die Erörterungen eines erweiterten Staatsrats über die Folgen, die der Tod des Herzogs von Orléans für die Abmachungen von Crépy haben mußte, dahin zusammen, daß die vertragsschließenden Fürsten nichts anderes gewollt hätten, als einen ewigen Frieden. Infolgedessen könne der Vertrag nicht dadurch hinfällig werden, daß Gott gegen ihre Absicht und ohne ihre Schuld etwas anders gefügt habe, als sie erwarteten. Das wäre so, meinte er, wie wenn eine abgetretene Stadt durch ein Erdbeben plötzlich vom Erdboden verschwände; sie könne unmöglich den beschworenen Vertrag mit sich hinabreißen.

So leichten Kaufes ließen die Franzosen denn doch den Kaiser nicht im Genuß der Erfolge von Crépy. Bald lagerte wieder der alte Druck über den Mächten. Er trieb zu längst verbrauchten Mitteln. Noch waren Mary von England, Margarete von Frankreich und Jeanne d'Albret unvermählt. Außer dem Prinzen von Spanien boten die Söhne und Töchter Ferdinands, wie bisher unbegrenzte Möglichkeiten. Das Haus Farnese war durch Parma und Piacenza, die der Kaiser lieber unmittelbar an seinen Schwiegersohn Ottavio gebracht hätte, keineswegs gesättigt. Die savoyische Frage war ungelöst. Vollends die englische. Am Kaiserhofe sah man sich vom November ab hineingezogen in eine französisch-englische Vermittlung, die gleichzeitig von protestantischen Gesandtschaften angestrebt wurde. Schließlich diente doch alles nur dazu, nach jeder Seite hin die Gelegenheiten abzufühlen und zu nutzen.

Der Kurie war das immer noch nicht eröffnete Konzil in Trient unbequem.

Für seine Verlegung oder Vertagung war sie zu den merkwürdigsten Zugeständnissen bereit. Dagegen schien der Kaiser seine aufschiebenden Forderungen fallen zu lassen, um das Konzil überhaupt zu halten. Ein empfänglicher Diplomat wie Juan de Vega in Rom mochte dadurch zu einer Denkschrift veranlaßt werden, die ein befremdendes Verständnis für die Wünsche der Kurie zeigte, dafür aber in Erwägung zog, daß man unter Mitwirkung des Papstes aus dem deutschen Reich ein Erbreich für das Haus Habsburg machen könnte, und durch ein Bündnis zwischen Papst, Kaiser und Frankreich in Deutschland, England und Ungarn neue Ordnungen schaffen.

Politische Träumereien solcher Art oder hinhaltende Verhandlungen füllten die Depeschen und Audienzen. Die Linie des Geschehens aber lief über Trient und die Frage des Protestantenkrieges.

### Weltliche und geistliche Rüstungen 1545

„Die Welt soll erkennen, daß es an uns nicht liegt“, sagte Paul III am Abend des 30. Oktober zu seinem Berater Luigi Beccadello, als er sich anschickte, das vor zehn Jahren ausgeschriebene, dreimal hinausgeschobene und vor einem halben Jahre anberaumte Konzil nun endlich eröffnen zu lassen. Die Freunde der Kirche hatten dazu gedrängt. Man wählte den dritten Adventssonntag „Gaudete“ als passendes Gegenstück zum Sonntag Laetare, dem verfloßenen Einberufungstage. Die Legaten, die den Bescheid erst wenige Tage vor dem 13. Dezember erhielten, atmeten auf.

Das Konzil konnte nun in Tätigkeit treten. Es sollte die Bischöfe der Christenheit vereinigen unter dem Vorsteh päpstlicher Legaten. Paul III hatte dazu die Kardinäle Giovanni Maria del Monte, Marcello Cervino und den Engländer Reginald Pole berufen. Monte war der eigentlich repräsentative Präsident, während Cervino als der besondere Vertrauensmann der Farnese galt. Monte hatte in einem Entwurf zur Instruktion für die Legaten vorgeschlagen, die Bischöfe nach den vier Nationen der Spanier, Franzosen, Deutschen und Italiener in gesonderten Quartieren unterzubringen. Zur deutschen Nation rechnete man den ganzen Norden und Osten. Allein wegen Unterbringung der Prälaten brauchte man sich noch sehr lange keine Sorge zu machen. Außer einigen Neapolitanern und Spaniern, die der vornehme